

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 97 (1971)
Heft: 32

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

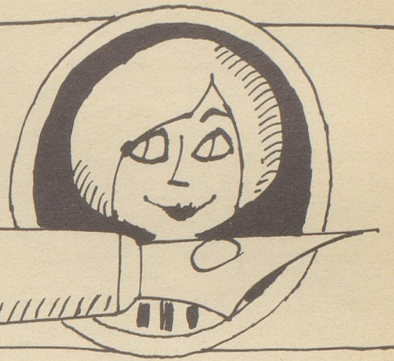
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Minigangster oder die Polizei, dein Freund und Helfer

Ort des Geschehens: Ein Vorort der Stadt Bern.

Zwei neunjährige Buben suchen in dem kleinen, dorfnahe Waldchen nach Ameisenpuppen als Nahrung für die Eidechsen im Schulvivarium. Plötzlich werden sie von vier großen Knaben nach bester Wildwestmanier überfallen, richtiggehend geknebelt und weggeschleppt. Die völlig verängstigten Kinder haben keine Wahl. Ihre Augen sind verbunden, ihr Mund geknebelt. Zwischendurch wird der Mundknebel gelockert, damit sie «wählen» können, auf welche Weise sie aufgehängt werden wollen, ob kopfnach unten an den Füßen oder ob kopfnach oben mit dem Strick um den Hals. Das eine Opfer, ein kleiner Tscheche, spürt, daß die vier jungen Banditen keinesfalls zu Späßen aufgelegt sind und wählt deshalb das kleinere Übel. Kunstgerecht knüpfen sie ihn an den Füßen auf, wohl achtend, daß er mit den Händen nicht den Boden berühren und sich so abstützen kann. Der andere Bub, ein Schweizer, fürchtet sich entsetzlich und winselt, so gut es eben mit dem Knebel geht, um Gnade. Irgendwie, vielleicht bekamen es die vier Jungen plötzlich mit der Angst zu tun, konnten die zwei, völlig unter Schockwirkung stehenden Knaben entkommen. Die Spuren, welche die Seile und Schnüre an den Füßen des kleinen Tschechen hinterlassen hatten, redeten eine deutliche Sprache und ließen keinen Zweifel an der Schilderung der sadistischen Tat.

Was sollten die Eltern tun? Das Ganze geschah weder während der Schulzeit, noch auf dem Schulweg. Also waren weder Lehrer noch Schulkommission zuständig. Mein Mann konnte der Frau nur raten, die Sache der Polizei zu melden. Da die Mutter des tschechischen Jungen zufälligerweise meine Freundin ist, war es für mich selbstverständlich, daß ich sie zur Polizei begleitete. Aber dort kamen wir schlecht an. Mit solchen Lappalien gebe sich die Schweizer Polizei (!) nicht ab. Das Ganze

sei nichts weiter als ein Kinderstreich und die Polizei habe wahrhaft Wichtigeres zu tun. Da sie gerade Formulare ausfüllten, sah das schon fast glaubhaft aus. Der eine Polizist behandelte uns wie leicht Debile, wir wurden nicht einmal gebeten, Platz zu nehmen, und die Tschechin bekam deutlich, sehr deutlich zu spüren, daß sie hier in der Schweiz nichts zu rüsseln habe. Es fehlte nur noch die Aufforderung, doch wieder in die Tschechoslowakei zurückzukehren, wenn ihr hier etwas nicht behage. Als der Beamte aber dann erfuhr, daß das andere Opfer das Kind eines angesehenen Mannes im Dorfe war, schien die ganze Sache doch an Gewicht zu gewinnen. Ich schämte mich furchtbar.

Daß sich Gewalt und Terror schon in unsern Schulen breitmachen, ist bekannt. Daß aber die liebe Schweizer Polizei sich mit solchen «Lappalien» nicht hinter dem Ofen hervorlocken läßt, ist meiner Meinung nach bedenklich. Noch bedenklicher scheint mir allerdings, daß man eventuell bereit wäre, wenigstens zuzuhören, wenn es sich um ein Schweizer Kind handelt.

Ich wurde mit zwei Phänomenen konfrontiert. Einmal mit der gekannten Brutalität und dem ausgefeilten Sadismus gewisser Kinder, dann mit der völligen Gleichgültigkeit der sogenannten Hüter der Ordnung. Nun gut – vielleicht wird jetzt der angesehene Schweizer Vater etwas unternehmen, und

ganz gewiß wird den kleinen Unholden eine Lektion erteilt. Es ist nur himmeltraurig, daß erst ein Schweizer her muß, bis überhaupt die Sache auch nur zur Kenntnis genommen wird. Die Tschechen sind Flüchtlinge. Sie sind unsere Gäste. Sie passen sich an, sie lernen unsere Sprache, sie respektieren unsere Gesetze und sie bezahlen Steuern. Da dünkt es mich, daß sie auch die primitivsten Regeln der Menschlichkeit von uns hochwohlgeborenen Edelschweizern zu spüren bekommen sollten.

Sonst pfeife ich auf meine Schweizer Nationalität. Katja

Die Anthropologie

Vor einer Woche fand ich etwas auf der StraÙe. Am Straßenrand. Es schien sich, von hinten gesehen, um eine Frauensperson zu handeln, die sich einen billigen und oft gewaschenen Sarong um den Bauch gewurstelt hatte. Oben trug sie ein nicht besonders sauberes Turnerleibchen, ganz unten ein Paar veraltete Heilandsandalen. So angetan, mit einem wundervoll geflochtenen Korb auf dem Rücken, wanderte sie trostlos im strömenden Regen einher. Aufmachung und Gang paßten nicht auf eine nachmittägliche StraÙe in Sarawak, nicht einmal in einem Tropengewitter. Ich fuhr daher etwas langsamer, und sobald ich ihr Profil sehen konnte, fiel mir die Nase auf. Keine außerordentlich lange, aber im Fernen Osten fällt ein anständiges Riechorgan auf, wie mir die Tanten und Großmütter täglich beteuern. Item, ich nahm das Mädchen mit nach Hause, trocknete es einigermaßen und machte ihm heißen Tee. Und so nach und nach bekam ich eine nette Geschichte zu hören:

«Die junge Dame heißt Judy und ist Anthropologin. Da sie «Die Stellung der Frau in der Iban-Gesellschaft» studiert, hält sie es für nötig, sich äußerlich den hiesigen Verhältnissen anzupassen. So gründlich, daß sich meine Nichten nach einem Blick auf die seltsame Gestalt in die Küche flüchteten und vor Lachen schier ersticken wollten. Aber was sie herausgeforscht hat, ist wirklich interessant, und von Zeit zu Zeit unterbrach sie sich mit: «Also wirklich, Frau Munan,



«... die Müllers haben eine Ferienhöhle in Benidorm, und wir versauern hier im Neandertal!»

das glauben Sie gar nicht! Mo-moll, ich glaube es schon, habe ich doch ihr Dissertationsthema für etliche Jahre am eigenen Leibe erfahren. Sie konnte ja nicht wissen, daß die so freundlich lächelnden Mädchen, die den Tee brachten, meine Nichten sind, und daß ich ihr im inneren Raum meine uralte Schwiegermutter und deren noch ältere Schwester vorführen könnte. Sie hatte ihre Forschungen alle beendet und wollte demnächst mit Niederschreiben beginnen, da hielt ich es nicht für nötig, ihre Theorien noch einmal durcheinanderzubringen.

Was an der Iban-Gesellschaft besonders interessant und unglaublich ist, erzählte Judy mir, ist die komische Idee von Frauen- und Männerarbeit. Beim Reispflanzen zum Beispiel fällen die Männer die Bäume, aber die Frauen – und nur die Frauen – räumen Unterholz und Gras weg. Die Männer brennen das trockene Holz ab und machen Saatlöcher mit langen Stecken, aber die Frauen streuen die Reiskörner hinein. Und dann beim Jäten ... und beim Ernten ... und alle, alle Hausarbeit ist den Frauen zugeteilt, selbst in der strengsten Saat- oder Erntesaison. Wenn es ein großes Fest gibt, so schlachten die Männer zwar die Schweine und holen trockene Aeste, aber die Frauen müssen alles selber kochen und sogar das Holz spalten. Und die Kinder festlich anziehen, das Reisbier brauen, die betrunkenen Männer mit Kaffee beleben oder, wenn das nicht mehr möglich ist, mit Wolldecken warm zudecken, und für jede Welle neuer Besucher frischen Reis kochen ... Also das glauben Sie mir gar nicht!»

Ich habe mir das alles lange und ernsthaft überlegt. Anthropologin bin ich natürlich nicht, und darum verstehe ich es sicher nicht ganz richtig, aber man sollte Judy einmal in die Schweiz schicken. Sie könnte eine Berner Sonntags-tracht anziehen, damit sie äußerlich den Verhältnissen angepaßt ist und die biedereren Eingeborenen nicht allzu sehr erschreckt, und dann könnte sie forschen.

Beim Härdöpfeln zum Beispiel, wer führt da Traktor oder Roßpflug durch die Felder? Der Mann, selbstverständlich. Und wer pflotscht mit dreckschweren Gummistiefeln oder Holzböden hinterher und läßt Härdöpfel um Härdöpfel in die lehmige Furche fallen? Klar, das ist Frauenarbeit. Und wer jätet, wer häufelt, wer pflückt die wüsten Käfer von den Blättern? Ja, meine Herren Kol-

legen, das ist Frauenarbeit. Beim Heuen, beim Emden, bei der Ernte – Frauen- und Männerarbeit sind streng geteilt. Und selbstverständlich müssen die Frauen auch während der strengsten Saison den Haushalt tüchtig führen, die Kinder betreuen. Und wenn im Winter – juhee! – die lustige Metzgerei kommt, wer ist da um Mitternacht noch am Herd und macht Blutwürste und Schwartenmagen? Also, das glauben Sie gar nicht – die Frau!

Für Stadtbewohner haben die Anthropologen in der Regel nicht viel Verständnis, die sind weder bodenständig noch primitiv. Aber in der Schweiz dürften sich selbst dort noch ein paar Kapitel für eine Doktorarbeit finden lassen. Was, und was ganz genau, der Mann tut (tun muß), wenn er aus dem Büro oder der Fabrik nach Hause kommt, und was der Frau zufällt, die möglicherweise tagsüber auch auswärts gearbeitet hat. Sogar den jungen und jüngsten Eingeborenen wird strikte eingeschärft, was sich schickt und was nicht. Selbstverständlich müssen alle Mädchen in die Arbeitsschule, und alle Buben müssen Geometrie und Algebra studieren. (Das war zur gleichen Zeit auf dem Stundenplan, als ich in die Schule ging, und die vier Mädchen in meiner Klasse, die weiblicherweise Geometrie lernen wollten, mußten dazu extra Erlaubnis einholen.) Wenn sich ein Bub fürs Kochen interessiert oder Nähen? Hätte gerade noch gefehlt, so ein Blöoterli!

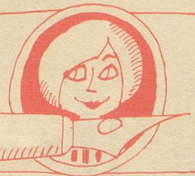
Aber ich komme da vom Thema ab. Es handelt sich schließlich um die Anthropologie, und die wilden Eingeborenen von Borneo, fern im Osten. So habe ich denn Judy nichts gesagt von der Schweiz, außer vom Schnee und den Uhren und dem Matterhorn. Als sorgfältig erzogene Eingeborene aus besserer Sippe weiß ich schließlich, was sich schickt!

Heidi

Also, Heidi, bei uns taget es wirklich ein wenig, besonders in städtischen Verhältnissen. Du solltest vielleicht wieder einmal heimkommen.

Bethli

Die Seite der Frau



Warum nicht einmal den Spieß umdrehen?

Wie ist es, bekommt Ihr auch von Zeit zu Zeit von Eurer Haftpflicht-, Mobiliar-, Glasbruch-, Brand- oder Unfallversicherung eine um 200 bis 300 Prozent erhöhte, neue Police, obschon der alte Vertrag noch viele Jahre weiterläuft? Mit verstecktem Kleingeschriebenem, man könne die Police zurücksenden, falls man die neue, viel bessere unvernünftigerweise nicht unterschreiben wolle? Eine richtige hinterlistige Bauernfängerei! Das letzte Mal bin ich einfach geplatzt und habe der Versicherung ungefähr folgendes geschrieben:

Liebe, notleidende Versicherung!

Nein, ich möchte nicht, daß Sie den Beitrag unserer ...-Versicherung um 300 Prozent erhöhen, selbst wenn Sie mir versprechen, daß künftig das Auf-den-Erbsli-Ausrutschen, eine Kühlschranks-Explosion, Krampfadern bei unserm Büsi, Töfflifahren, Dauerjassen und Ertrinken im leeren Stausee künftig auch «gedeckt» werden. Ich nehme nicht einmal Ihr tränendrüsenstrapazierendes Gejammer von den ach so hoch angestiegenen Leistungen und Spesen ab. Wenn heute überhaupt jemand Grund hat zu jammern, dann bestimmt zuerst die Rentner, Privatleute, Kleingewerbler und vor allem die Bergbauern, deren Einkommen der galoppierenden Inflation ganz bedenklich hinten nachhinkt! Privatleute, denen schonungslos alle Preise von der Brieftaxe über die Versicherungspolice zum Bahnabonnement, von Kleidung und Lebensmitteln ganz zu schweigen, fast täglich gnadenlos hinaufgeschraubt werden. Nein, mit einer Versicherungsgesellschaft habe ich zu allerletzt Erbarmen. Ueberlegen Sie sich einmal, ob Sie das Schreiben nicht besser anders aufgesetzt hätten, etwa so:

«Liebe Familie Müschterli!

Wir gratulieren Ihnen! Nun sind Sie 20 Jahre bei uns Kunde und haben die Versicherung kein einziges Mal beansprucht! Wir haben

wegen der Prämien kein einziges Mal mahnen müssen! Danke. Es geht uns wider den Strich, immer und immer wieder Geld für etwas zu nehmen, ohne je etwas dafür zu geben. Wir möchten doch abends noch in den Spiegel schauen dürfen!

Wir haben deshalb beschlossen, Ihnen als «Jubiläumskunden» 20 Prozent der bisher einbezahlten Prämien zurückzubezahlen, und wir werden Ihnen auch künftig jede fünfte Jahresprämie erlassen. Das Geld wird Ihnen gleichzeitig überwiesen. Wir sind überzeugt, daß Sie gerade in der Zeit unbedingter und nicht mehr endender Preisaufschläge unseren Zustupf gut gebrauchen können. Wir hoffen, daß Sie unserer Gesellschaft auch künftig ... usw.»

Nun, welche Gesellschaft oder Firma macht als erste ernst mit dem Preisstop? Dies fragt sich im Namen vieler Leidensgenosseninnen

Ingrid

Aufklärung

Dies geschah zu einer Zeit, da die Kinder viel naiver und gutgläubiger waren als heute. Mein jüngster Sohn stand kurz vor seinem ersten Schultag. Er war ein sensitives, träumerisches Kind, so ganz anders als seine älteren Brüder, und ein leises Unbehagen beschlich mich beim Gedanken an die Art und Weise, auf welche er nun die Härten des Lebens kennenlernen würde. Vor allem traute ich der «Aufklärung» durch robustere Schulkameraden nicht. Besser vorbeugen, dachte ich, und fing eines Morgens, als wir allein waren, mit meiner Lektion an. Ostern stand vor der Tür, und so war der Osterhase ein gegebenes Objekt. Er glaube doch sicher nicht mehr an ihn und daß er Eier färben und verstecken könne, fragte ich vorsichtig. Verwirrt und leicht enttäuscht schaute mich mein Sohn an, gab aber keine Antwort. Es sah so aus, als wisse er Bescheid und klammere sich bewußt noch an das hübsche Märchen. Der erste Schritt war getan, beim nächsten kam der Storch dran. Nur hoffte ich, daß der Bub selber darauf kommen würde, und fuhr behutsam in meinem mütterlichen Aufklärungswerk fort: «Waisch no en ander Tier, vo däm d Kinder glaube, es bring eppis ganz Unmeegligs?» Der Bub überlegte eine Weile, dann hellte sich sein Gesicht auf: «D Biene und der Honig!» rief er triumphierend aus. Marie Christine

GEGEN SCHMERZEN

Auch vom schwachen Magen gut vertragen

Prompte Wirkung

Sofortiger Zerfall zu feinem Pulver in jeder Flüssigkeit

Erhältlich in Apotheken und Drogerien

Dr. WILD & Co. AG 4002 Basel

